

dtv

In Uppsala wird ein Mann mit durchschnittener Kehle und nur mit Unterwäsche bekleidet im Fluss gefunden. Der Tote ist Armas, der Kompagnon des Gastrokönigs Slobodan Andersson. Rasch führen die Ermittlungen Kommissarin Ann Lindell in die Sümpfe internationaler Drogenkriminalität und vor Ort in das trendige Restaurant »Dakar«, in dem jeder verdächtig zu sein scheint: Manuel, der in der Küche arbeitet; der Inhaber Slobodan selbst; der so melancholische wie romantische Chefkoch Johnny Kvarnheden und Eva Willman, alleinerziehende Mutter zweier Teenager-Söhne, die im »Dakar« als Kellnerin arbeitet. Und schließlich ist da noch Konrad Rosenberg, der ganz unerwartet zu einem Vermögen kommt. Wer ist hier Strippenzieher, wer Opfer? Und während Ann Lindell unter Hochdruck ermittelt, bahnt sich in der Restaurantküche eine zarte Liebesgeschichte an zwischen zwei Menschen, wie sie verschiedener nicht sein könnten.

Kjell Eriksson, geboren 1953, lebt in Uppsala. Seine Kriminalromane wurden in Schweden mehrfach ausgezeichnet. Auf Deutsch sind von ihm bisher erschienen: »Das Steinbett« (2002), »Der Tote im Schnee« (2003), »Nachtschwalbe« und »Die grausamen Sterne der Nacht« (beide 2004). Mit Ann Lindell hat Eriksson eine außerordentlich sympathische Serienheldin geschaffen. Seine Bücher erscheinen außerdem in Frankreich, Italien, in den Niederlanden, in Dänemark, Norwegen, Finnland und den USA.

Kjell Eriksson

Rot wie Schnee

Ein Fall für Ann Lindell

Kriminalroman

Aus dem Schwedischen
von Sigrid Engeler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Kjell Eriksson
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Nachtschwalbe (21081)
Die grausamen Sterne der Nacht (21149)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de**

Deutsche Erstausgabe
November 2009
2. Auflage Januar 2010
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2005 Kjell Eriksson
Titel der schwedischen Originalausgabe:
›Mannen från bergen‹ (Ordfront Förlag, Stockholm,
vermittelt von Leonhardt & Høier Literary Agency, Kopenhagen)
© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe:
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung
eines Fotos von plainpicture/Arcangel
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Gesetzt aus der Aldus 10/11,75
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21180-2

Auf der anderen Seite des Tales senkten sich die Wolken langsam über die Berge. Am späten Nachmittag wanden sie sich in schmalen weißen Streifen durch den Pass im Osten. Wenn dann die Sonne hinter den Gipfeln verschwand, schimmerten sie silbrig. Die Bäume, die sich auf dem Kamm in unvorstellbar weiter Ferne abzeichneten, sahen aus wie eine Kompanie Soldaten, fand Manuel Alavez.

Um Nahrung und Feuchtigkeit aufzunehmen, waren die Wolken bis weit hinaus in die Welt gesegelt, bis an die pazifische Küste der Provinz Oaxaca. Suchten sie Abwechslung, wenn sie nach Nordwesten zogen, um vom Salz der Karibischen See zu kosten? Bei ihrer Rückkehr dampften die Berghänge noch von der Feuchtigkeit, die aus der dichten Vegetation aufstieg.

In Manuels Fantasie erzählten sich Wolken und Berge dann, was im Laufe des Tages vorgefallen war. Zwar hatte der Berg kaum mehr als den Dorfklatsch zu berichten, aber die Wolken waren es zufrieden. Nachdem sie so weit über unruhiges Land voll Verzweiflung und harter Arbeit gesegelt waren, war ihnen nach Alltäglichem zumute.

La vida es un ratito, das Leben ist ein kleiner Augenblick, pflegte seine Mutter zu sagen. Wenn sie dabei lächelte, unterstrich der fast zahnlose Mund ihren Ausspruch und reduzierte ihn gleichzeitig.

Manuel formulierte den Ausdruck später um. *La vida es una ratita*, das Leben ist eine kleine Ratte, sagte er.

Von der Terrasse, wo sie die Kaffeebohnen trockneten, sahen Manuel, seine Mutter und die Brüder unter sich die sech-

zig Häuser des Dorfs liegen, deren Ziegeldächer im Abendlicht in warmen Rottönen schimmerten. Rauch stieg auf. Wenn sie zu den Bergen hinüberblickten, konnten sie auf schmalen Pfaden winzige Menschen mit schwer bepackten Mulis erkennen, die unterwegs ins Dorf waren, wo die Hunde sie mit müdem Gebell erwarteten.

Das Dorf lag abseits, wie so viele andere. Bis zur nächsten größeren Straße, auf der man nach Talea gelangte, dauerte es knapp eine Stunde. Der Bus brachte einen dann in fünf Stunden in die Provinzhauptstadt Oaxaca.

Ihr Kaffee wurde in irgendeinem Hafen verpackt und nach »el norte« oder nach Europa verschifft. Sobald die Aufkäufer die Säcke verladen und weggebracht hatten, verloren die Dorfbewohner die Kontrolle darüber. Sie wussten, dass ihr Kaffee gut schmeckte und dass sich sein Preis verzehnfacht, vielleicht verzwanzigfacht haben würde, wenn er die Käufer erreichte.

Manuel lehnte seinen Kopf an das Fenster des Flugzeugs und starrte in die sternenklare Nacht über dem Atlantik. Nach der langen Reise aus den Bergen hinunter nach Oaxaca, weiteren sieben Stunden im Bus zur Hauptstadt und einem halben Tag Warten auf dem Flugplatz war er erschöpft. Nun befand er sich in elftausend Metern Höhe, und seine Unruhe hatte sich in Erstaunen verwandelt. Er flog zum ersten Mal.

Eine Stewardess kam vorbei und bot Kaffee an, aber er lehnte ab. Er hatte nicht gut geschmeckt, der Kaffee, den sie ihm vorher serviert hatten. Manuel betrachtete die Stewardess, als sie die Passagiere auf der anderen Seite des Mittelgangs bediente. Sie erinnerte ihn an Gabriella, die Frau, die er heiraten sollte. Seine Mutter fand, es sei höchste Zeit, in ihren Augen war er alt.

Gabriella und er hatten sich vor einigen Jahren kennengelernt und Briefkontakt gehalten, als er in Kalifornien arbei-

tete. Ein paar Mal hatte er angerufen. Sie hatte offenkundig auf ihn gewartet. Sicher liebte er sie, das redete er sich jedenfalls ein, aber bei dem Gedanken, sich für immer zu binden, wuchs seine Unruhe.

Kaum war er eingeschlafen, war Angel bei ihm. Sie waren auf einer *milpa*, wo sie Mais, Bohnen und Squash anbauten. Die Maisernte stand bevor. Ausgelassen hatte sich der Bruder in den Schatten eines Baums gelagert. Er lachte glucksend, wie nur er lachen konnte. Das Glucksen schien aus seinem Bauch zu kommen. Angel war rundlich und drall, als Kind hatte man ihn »El Gordito« genannt, das Dickerchen.

Angel erzählte von Alfreda aus dem Nachbardorf Santa Maria de Yaviche. Sie hatten sich im Februar bei der Fiesta kennengelernt, und Angel beschrieb ausführlich ihr Gesicht und ihre Haare. Bei Details war er immer genau.

Manuel stand auf, das leichtsinnige Schwatzen des Bruders über die junge Frau mochte er nicht. Sie war erst siebzehn. »Du darfst sie nicht an der Nase herumführen.«

»Sie führt doch mich an der Nase herum«, lachte Angel. »Sie bringt mich zum Beben.«

»Wir müssen jetzt zurückgehen«, sagte Manuel.

»Gleich«, sagte Angel, »ich bin noch nicht fertig.«

Manuel konnte nicht anders, er musste einfach lachen. Angel könnte Schriftsteller werden, er kann so gut erzählen, dachte er, und setzte sich wieder hin.

Auf der anderen Seite des kleinen Ackers tollten unbekümmert wilde Kaninchen herum, neugierig und verspielt, und achteten nicht auf den Habicht oben am Himmel.

»Du bist genauso ein Rammler. Aber das Leben ist nicht nur Spiel.« Manuel bereute seine Worte sofort.

Er war der älteste von drei Brüdern. Viel zu oft übernahm er die Rolle desjenigen, der die Verantwortung trägt, des Ermahnens. Patricio, der mittlere der drei, und Angel waren eher zu Lachen und kindlichen Streichen aufgelegt, sie waren

schnell und oft verliebt. Eigentlich beneidete Manuel sie um ihren Optimismus und ihre Unbeschwertheit.

Angel folgte dem Blick des Bruders und entdeckte den Raubvogel am Himmel, der sich langsam herabsinken ließ. Er hob die Arme, als hielte er ein Gewehr, zielte und schoss. »Päng!«, rief er und lachte Manuel zu.

Manuel lächelte. Dann senkte er den Kopf. Er wusste, dass der Habicht gleich zum Sturzflug ansetzte, und er wollte nicht mit ansehen, wie er seine Jagd erfolgreich beendete.

»Ich habe ihn verfehlt, aber der Habicht muss doch auch leben«, sagte Angel, als hätte er die Gedanken des Bruders gelesen. »Es gibt so viele Wildkaninchen.«

Manuel war auf einmal sehr unzufrieden, dass der Bruder spanisch sprach, aber ehe er ihn noch zurechtweisen konnte, schreckte er hoch. Er richtete sich auf und sah zu der Frau auf dem Nachbarsitz. Sie schlief. Offenbar hatte er sie nicht geweckt, als er beim jähen Aufwachen zusammenzuckte.

Irgendwo dort unten war Patricio. Seit er die Nachricht von Patricios Schicksal bekommen hatte, war er hin und her gerissen zwischen Wut und Trauer. Die Brüder fehlten ihm so. Patricios erster Brief hatte aus drei Sätzen bestanden: »Ich lebe. Sie haben mich geschnappt. Und ich bin zu acht Jahren Gefängnis verurteilt.«

Der nächste Brief war etwas ausführlicher. Er war zwar sachlich, aber hinter den dürren Worten konnte Manuel schon die Erschöpfung und Verzweiflung ahnen, die in den späteren Briefen vorherrschten.

Manuel konnte sich Patricio nicht hinter Gittern vorstellen. Ihn, der die weiten Felder liebte und der seinen Blick immer so weit wie möglich in die Ferne richtete. Patricios Ausdauer und Beharrlichkeit hatten Manuel und Angel immer wieder erstaunt. Er war stets bereit, noch einige Schritte

weiter zu gehen, nur um zu sehen, was sich hinter der nächsten Ecke oder der nächsten Kurve verbergen mochte.

Physisch war er der kräftigste der Brüder, gut einen Meter achtzig groß und damit länger als die meisten im Dorf. Seine Größe, seine Haltung und seine Augen hatten dazu beigetragen, dass ihm im Dorf ein gewisser Ruf vorauseilte. Er galt als vernünftiger Mann, auf dessen Wort man hören sollte. Angel war der Schwätzer, der sich nur ungern bewegte, Patricio hingegen war beweglich und wortkarg, nachdenklich in seinem Reden und zurückhaltend in seinen Gebärden. Gemeinsam war beiden eigentlich nur ihr Lachen.

Manuel hatte dem Brief des Bruders entnommen, dass das Gefängnis in Schweden ganz anders als die war, die man in Mexiko kannte. Dass sie in der Zelle einen Fernseher haben dürften und dass sie studieren könnten. Aber was sollte er studieren? Patricio hatte sich nie etwas aus Büchern gemacht. Er studierte lieber die Menschen und die Natur. Die anfallenden Arbeiten erledigte er unwillig, egal ob es um die Aussaat, das Jäten oder Ernten ging. Die Machete führte er oft kraftlos und unkonzentriert.

»Wenn du glaubst, dass ich so ein armer Campesino bleibe, dann täuschst du dich«, wiederholte er jedes Mal, wenn ihn Manuel daran erinnerte, dass er ein Erbe zu verwalten habe.

»Ich will nicht wie ein Rancharo in den Bergen sitzen, Bohnen und Tortillas futtern, einmal in der Woche in die Stadt kommen und mich mit Aguardiente volllaufen lassen. Und dabei die ganze Zeit immer ärmer werden. Siehst du nicht, wie wir übers Ohr gehauen werden?«

Würde er es aushalten, acht lange Jahre eingesperrt zu sein? Manuel fürchtete um das Leben und die Gesundheit seines Bruders. Patricio einzusperren kam einem Todesurteil gleich. Als Manuel ihm schrieb, er käme nach Schweden, hatte der Bruder unmittelbar geantwortet. Er wolle keinen Besuch. Aber darum scherte Manuel sich nicht. Er musste

herausfinden, was passiert war, wie alles zugegangen war. Wie und warum Angel umgekommen war und wieso Patricio hatte so dumm sein können, sich auf ein schmutziges Geschäft wie den Drogenschmuggel einzulassen.

Als das Flugzeug durch die Wolken sank, eine Kurve beschrieb und zur Landung ansetzte, dachte Manuel an die Berge, die Mutter und die Kaffeebohnen. Wie schön diese Bohnen waren! Wenn sie getrocknet in offenen Jutesäcken lagerten, mit denen jeder Flur und Durchgang zu Hause verstellt war – sogar neben den Schlafplätzen standen die Säcke –, dann forderten einen die Bohnen förmlich heraus, sie anzufassen, sie zu spüren.

»La vida es una ratita«, murmelte er, bekreuzigte sich und sah zu, wie sich das fremde Land vor ihm ausbreitete.

2

Slobodan Andersson lachte. Das breite Grien schien das ganze Gesicht zu spalten und enthüllte seine vom Rauchen verfärbten Zähne. Sie erinnerten an angespitzte Holzstifte, nadelspitze Waffen.

Auch wenn Slobodan Andersson oft lachte, hätte ihn niemand als fröhlichen Burschen bezeichnet. Sein Lachen klang eher wie das Kläffen eines kleinen Hundes.

Seine Feinde, und das waren im Laufe der Jahre einige geworden, sprachen verächtlich vom »Jugokläffer«. Slobodan schien das nicht übel zu nehmen. Wenn ihn jemand an seinen Spitznamen erinnerte, entgegnete er: »Der Pinscher ist mit dem Wolf verwandt«, hob ein Bein und kläffte wie ein kleiner Pinscher.

Nicht nur sein Gesicht war breit. Der ganze Mensch war

in den letzten beiden Jahrzehnten in die Breite gegangen. Es fiel ihm zunehmend schwer, das Tempo zu halten, für das er als Gastwirt einmal berühmt und gefürchtet war. Allerdings, was er im Laufe der Jahre an physischer Beweglichkeit verlor, kompensierte er mit Erfahrung und zunehmender Rücksichtslosigkeit. Er ließ Menschen einfach hinter sich, und er tat das mit einer Gleichgültigkeit, die weder sein Lachen noch Rückenklopfen zu entschärfen vermochten.

Seine Lebensgeschichte strotzte von Unklarheiten. Mit den erstaunlichsten Details ausgeschmückt erzählten sie die Kneipengänger der Stadt. Slobodan seinerseits unterhielt die Leute gern mit einer Mischung aus vagen Äußerungen, die den unterschiedlichsten Deutungen das Feld überließ, sowie seltsam detaillierten und drastischen Episoden aus gut dreißig Jahren in der Branche.

Sicher war, dass er eine serbische Mutter hatte und einen schwedischen Vater, aber ob sie noch lebten und wenn, wo, wusste niemand. An diesem Punkt war Slobodan Andersson verschwiegen. Er erzählte gern von seiner Jugend in Schonen und davon, wie er als Fünfzehnjähriger angefangen hatte, in einem bekannten Lokal mitten in Malmö zu arbeiten. Er weigerte sich, den Namen des Restaurants in den Mund zu nehmen, er nannte es nur »die Kneipe«. Dort hatte er die ersten drei Monate mit nichts als Scheuern und Schrubben zugebracht. Der Küchenchef war Slobodan zufolge ein Sadist, und es hieß, Slobodan, zum Kochlehrling aufgestiegen, habe ihm ein Fischmesser in den Bauch gerammt. Wenn er darauf angesprochen wurde, unterbrach er sein Kläfferlachen und hielt sich den Bauch. Es kursierten unterschiedlichste Auffassungen, wie diese Bewegung zu deuten sei.

Nach Zwischenstationen in Kopenhagen und Spanien tauchte Slobodan Andersson in der Kneipenszene von Uppsala auf. Er erstaunte alle, weil er zwei Restaurants gleichzeitig eröffnete: »Lido« und »Pigalle«. Geschmacklose Namen,

fanden viele, und diese Beurteilung erfuhr auch das Essen. Gemeinsam war beiden Lokalen die aufwendige Einrichtung. Das »Lido« wurde mit einer elf Meter langen Zinktheke ausgestattet. Die Gäste der Bar waren aufgefordert, ihre Bestellungen dort mit extra dafür bereitgehaltenen Schraubenziehern einzuritzen, die aber nach einer gewalttätigen Geschichte einkassiert wurden.

Das »Pigalle« sollte die Gäste an Mallorca in den späten Sechzigern erinnern. Es war im Grunde eine dunkle Höhle, eine misslungene Mischung aus orientalischen Anklängen und Mittelmeerambiente.

Beide Lokale machten nach kaum einem Jahr pleite. Aus der Konkursmasse kaufte Slobodan Andersson die Einrichtung heraus. Vieles brachte er zum Sperrmüll, aber was etwas wert sein konnte, behielt er. Dann startete er das »Dschingis Khan«. Die Ausgangsposition war besser, und auch wenn das Lokal nicht für kulinarische Genüsse berühmt wurde, etablierte es sich doch als populäre Kneipe. Inzwischen ließ sich Slobodan Anderssons Talent erahnen, ein toughes Milieu mit einer fast schon familiären Stimmung zu vereinen. Oft stand er selbst an der Bar. Zugleich großzügig und intrigant wusste er unter den Gästen seine Favoriten zu küren, eben solche, die treu waren und weitere Besucher mitbringen würden.

Das »Dschingis Khan« ging buchstäblich in Rauch auf. Der Anfang vom Ende war ein Brand in der Küche, danach der Kauf neuer Ausstattung. Nach drei Einbrüchen in Folge wurden alle Zahlungen eingestellt.

Slobodan Andersson verschwand aus Uppsala. Es hieß, er sei in Südostasien. Manche sagten, auf den Westindischen Inseln, wieder andere in Afrika. Das Gerücht kursierte, er habe dem Gerichtsvollzieher eine Postkarte geschickt. Nach einem Jahr kam er zurück, braun gebrannt und den Kopf voller neuer Projekte, der Bauch war nicht mehr ganz so umfangreich.

Plötzlich war auch wieder Geld da, viel Geld. Es wurde ge-

munkelt, er habe dem Gerichtsvollzieher einige hunderttausend Kronen zugesteckt. Bald schon öffnete das »Alhambra« seine Pforten. Das war Ende der Neunzigerjahre, und seither war sein Restaurantimperium stetig gewachsen.

Das »Alhambra« war in einem älteren Haus im Stadtzentrum gelegen, in nächster Nähe zum Stora Torget. Mit Marmortreppe und gehämmertem Kupfer an der Tür, die Initialen des Besitzers sowie der Name des Lokals in schnörkeliger Schreibschrift in Silber – der Eingangsbereich war reichlich pompös geraten.

Küchenchef Oscar Hammer unterbreitete Vorschläge zur Einrichtung des Lokals, aber die wurden mit einem Kläfflerlachen zurückgewiesen.

»Das ist zu kühl.« Slobodan Andersson strich sich über die beginnende Glatze, als er die Skizzen Oscar Hammers anschaute.

»Das muss plüschiger werden, plus viel Gold und Kringelkrangel.«

Und so wurde es auch. Viele fanden, der Schwulst sei so konsequent durchgehalten, dass es schon wieder Stil habe. Kleine Lampen hingen an den gold- und magentafarbenen Wänden. Drucke in breiten weißen Rahmen zeigten wie hingetusch Motive aus der griechischen Mythologie.

Auf alle Einwände Oscar Hammers entgegnete Slobodan Andersson: »Das Lokal heißt schließlich Alhambra.«

Armas, seit Jahren Slobodan Anderssons Vertrauter, sorgte für das Arrangement des Restaurantteils, Tische im Rokokostil und schweres Besteck aus Neusilber.

Und noch einmal stand Slobodan Anderssons Imperium vor einer Herausforderung. Dieses Mal holte er seine Inspiration von einem neuen Kontinent. Das Lokal wurde »Dakar« getauft, und zum ersten Mal stimmte alles. An den Wänden hingen Fotos aus Westafrika, manche bis zu einem Quadrat-

meter vergrößert, mit Motiven von Märkten, von dörflichem Leben, von Sportveranstaltungen.

Der Fotograf war ein Senegalese aus dem Süden des Landes, der die Region seit vielen Jahren bereiste und fotografierte.

Slobodan Andersson wollte ganz groß herauskommen. Er setzte dabei auf »die feinen Pinkel«, wie er seine Zielgruppe nannte. Diese Leute sollten Svenssons »Guldkant« und »Wermlandskällaren« aufgeben und stattdessen ins »Dakar« kommen.

»Der alte Bolschewik«, sagte er verächtlich über den Inhaber des Fischrestaurants, in dem das bürgerliche Uppsala mittags einzukehren pflegte. »In Zukunft trippeln die Tussis hierher, dafür werde ich schon sorgen. Ich werde so viele Sterne bekommen, dass die Weltpresse auf der Straße Schlange steht. In Lehrbüchern wird man meine Speisekarten als Beispiele für vollendete Kochkunst abdrucken.«

Slobodan Anderssons Visionen und seine Überzeugung, Uppsala und die Welt in Erstaunen versetzen zu können, waren schier grenzenlos.

»Ich brauche Köche!«, rief er beim ersten Treffen mit Hammer und Armas.

»In erster Linie brauchst du mal Geld«, warf Hammer ein.

Slobodan sah ihn nur kurz von der Seite an, und der Küchenchef erwartete die üblichen verbalen Ausfälle, die auf Einwände immer kamen. Aber statt der gewohnten bitterbösen Reaktion lachte Andersson.

»Dafür ist gesorgt«, sagte er.

Mal wieder unterwegs«, murmelte Johnny Kvarnheden und drehte die Anlage im Auto lauter. Die untergehende Sonne badete im Vättersee. Die Insel Visingö sah wie ein schlankes Kriegsschiff auf Kurs nach Süden aus, und die Fähre hinüber nach Gränna glich einem Käfer, der über einen goldenen Fußboden krabbelt.

Seine Flucht hatte etwas Filmreifes, als hätte ein Regisseur seine Wehmut in Szene gesetzt. Selbst Beleuchtung und Musik stimmten. Er war sich dessen bewusst und steuerte, genauer: ließ sich von dem Klassischen der Szene steuern und einfangen. Ein einsamer Mann, der sein altes Leben hinter sich lässt und unterwegs ist zu Neuem und Unbekanntem.

Ein Telefonat hatte gereicht, sekundenlanges Überlegen – und schon hatte er sich entschieden. Hatte überstürzt seine wenigen Habseligkeiten gepackt, viel zu wenige im Übrigen, und sich auf den Weg gemacht.

Er wünschte, die Flucht könnte ewig dauern, nur der Inhalt des Benzintanks, der Hunger und die Blase dürften mitentscheiden. Wünschte, die Bewegung würde zur Hauptsache und er könnte immer so weitersausen.

Hätte er eine Kamera einsetzen sollen, würde er sie auf die Straße ausrichten, auf die Schwärze des Asphalt, die sichtbaren Verkehrsspuren darauf, die Riffelungen von den Zähnen der Schneeräumfahrzeuge, aber nicht auf sein Gesicht oder die vorüberflimmernde Landschaft. Die starren Schultern und der krampfhaft Griff der Hände um das Steuer sollten zum Betrachter sprechen. Das rhythmische Pochen der Straße reichte als Lautuntermalung. Nicht Madeleine Peyroux' Stimme aus dem CD-Player.

Der Enttäuschung und der Trauer war er gewachsen, ver-

mutete er. Aber auch den Hoffnungen und Träumen? Er dachte sich Beschreibungen von Essen aus, stellte Teller mit einem Gericht zurecht, einen nach dem anderen. Dass er Koch war, rettete ihn für den Moment.

Als Geliebter war er unbrauchbar, er bekam ihn nicht mal mehr zum Stehen. Als Partner war er im Übrigen genauso ungeeignet, das war ihm langsam, aber sicher bewusst geworden. Doch als gestern Abend Sofia seine Bemühungen als hohles Geschwätz abgetan hatte, da hatte ihn die Gewissheit schier umgeworfen.

»Du lebst doch nicht«, hatte sie gesagt. »Deine sogenannte Fürsorglichkeit für unsere Beziehung ist lachhaft. Es ekelt mich an. Du kannst doch gar nicht lieben.«

Da hatte er sie gepackt, hatte ihren Körper an seinen gepresst und dabei zum ersten Mal seit Monaten Begierde gespürt. Angewidert hatte sie sich befreit.

»Ekel«, sagte er laut. »Was ist das denn für ein Wort?«

Er fuhr an Linköping vorbei, an Norrköping, raste durch Södermanland. Mit wachsender Verzweigung fuhr er viel zu schnell. Die Regie funktionierte nicht mehr. Er drehte die Musik noch lauter, spielte dieselbe CD immer wieder.

Als er in die Nähe Stockholms kam, konzentrierte er sich darauf, an den neuen Job zu denken. »Dakar«. Er wusste von dem Lokal nicht mehr, als das, was er in der Nacht darüber im Internet hatte finden können. Die Speisekarte sah auf dem Papier ganz okay aus. Trotzdem stimmte irgendetwas nicht. Es klang, als versuche jemand, fein zu sein, ohne aber seinen eigenen Superlativen gerecht werden zu können. An Selbstbewusstsein fehlte es nicht. Aber der Texter hatte einfach zu dick aufgetragen.

Seine Schwester in Uppsala hatte ihm den Tipp gegeben. Dann hatte er den Besitzer angerufen. Der hatte rasch ein paar Referenzen eingeholt und eine halbe Stunde später zu-

rückgerufen und ihm mitgeteilt, er bekäme den Job. Es war fast so, als wüsste er um Johnnys Lage.

Johnny kannte Uppsala nicht, er wusste nur, dass es dort eine Universität gab. Seine Schwester hatte nicht sehr viel erzählt, aber das war auch nicht nötig. Er sollte ... tja, was denn? Kochen natürlich! Aber sonst?

4

Stell dir vor, man könnte da mitsegeln!«

Eva Willman lächelte vor sich hin. Den Zeitungsartikel über das Ferienparadies Westindische Inseln illustrierte das Foto eines Segelschiffs. Die Segel blähten sich im Wind, vor dem Bug schäumte die See. Ein Wimpel flatterte oben im Mast. Achtern stand ein Mann in blauen Shorts und weißem Hemd. Er trug eine blaue Kappe. Er wirkte völlig entspannt, obwohl er die Verantwortung für ein ziemlich großes Schiff hatte. Eva vermutete, dass er es war, der den Kurs bestimmte. Sie meinte zu sehen, dass er lächelte.

»Ich hätte noch nicht mal genug Geld für diese Kappe«, fuhr sie fort und deutete auf das Foto.

Helen, die auf dem Sofa saß, beugte sich vor, um einen Blick auf den Artikel zu werfen, ließ sich aber gleich wieder zurücksinken und feilte weiter ihre Nägel.

»Ich werde seekrank«, sagte sie nur.

»Aber stell dir doch mal diese Freiheit vor!« Eva las weiter.

Es ging in dem Artikel um die Inselgruppe Aruba, Bonaire und Curaçao. Sie wurden als das reinste Paradies beschrieben, als ein Ort, an dem sich die Alltagsorgen vergessen ließen. Und der ein Eldorado für Schnorchler und Taucher war.

»Die Antillen«, murmelte sie. »Wie viele Orte und Plätze es auf der Welt gibt.«

»Schiffe sind nichts für mich«, sagte Helen.

Eva sah eine Weile auf die Karte. Sie folgte der Küstenlinie und las die fremden Ortsnamen. Die Inseln nördlich von Venezuela lagen aufgereiht wie Perlen auf einer Schnur. Mehr und mehr störte sie das Geräusch des Feilens.

»Ich würde gern die Fische sehen, diese tropischen in allen Regenbogenfarben.«

Ehe sie weiterblätterte, warf sie einen Blick auf die Digitaluhr des Videorekorders.

Plötzlich sagte sie: »Man sollte bei einem Kurs mitmachen. Um segeln zu lernen, meine ich. Vielleicht ist das gar nicht so schwer.«

»Kennst du jemanden mit einem Segelboot?«

»Nein«, sagte Eva, »aber man kann ja jemanden kennenlernen.«

Ohne etwas wahrzunehmen, starrte sie auf den nächsten Zeitungsartikel. Darin ging es um eine Schule in Südschweden, die abgebrannt war.

»Vielleicht begegnet man ja mal so einem Schätzchen mit einem Schiff. Aber ein Segelboot muss es schon sein, keins mit Motor.«

»Wer sollte das sein?«

»Ein gut aussehender, freundlicher Mann. So ein netter Typ.«

»Der eine nicht mehr ganz junge Frau mit zwei Kindern haben will? Wie?«

Die Worte trafen Eva unerwartet hart.

»Und was ist mit dir?«, entgegnete sie feindselig.

Das Feilen hörte auf. Eva blätterte weiter. Sie spürte Helens Blick. Sie wusste ganz genau, wie die Freundin aussah: heruntergezogene Mundwinkel, auf der Stirn eine senkrechte Falte und dazu wie der Punkt eines Ausrufungszeichens das Muttermal zwischen den Augenbrauen.

Helen konnte unglaublich unzufrieden aussehen. Irgend-

wie so, als würde sie jede Sekunde hinters Licht geführt. Was allerdings stimmte, ihr Mann betrog sie dauernd.

»Was meinst du damit?«

»Nichts besonderes«, sagte Eva und warf der Freundin einen Blick zu.

»Du bist ja vielleicht drauf! Ich kann doch nichts dafür, dass du dich abserviert fühlst.«

»Ich bin nicht abserviert! Man hat mir nach elf verdammten langen Jahren gekündigt.«

Eva schob die Zeitung beiseite und stand auf. Helen benutzte nicht zum ersten Mal das Wort »abserviert«. Eva hasste es. Sie war vierunddreißig, und da war man als Mensch doch überhaupt nicht am Ende!

»Ich werde mir einen neuen Job besorgen«, sagte sie.

»Viel Glück«, sagte Helen lakonisch und feilte ungerührt weiter.

Eva ging in die Küche, raffte die Papiere vom Arbeitsamt zusammen und schob sie zwischen die Kochbücher auf der Bank. Patrik würde bald nach Hause kommen.

Das methodische Feilen war bis in die Küche zu hören. Eva blieb vor dem Schrank stehen, in dem die Packung O'boy stand. Langsam wurden schon die alltäglichsten Handgriffe wie Milch und Trinkschokolade bereitzustellen, wichtig und bedeutungsvoll. Sie streckte die Hand zum Schrank aus. Der weiße Rand über dem Handgelenk, wo die Uhr gesessen hatte, erinnerte sie daran, wie die Zeit verrann. Sie bewegte sich abwartend, als sei sie in ihrer eigenen Küche eine Fremde, unterdessen eilten die Sekunden, Minuten und Stunden unerbittlich dahin. Die Hand war warm, aber der Griff war kühl. Der Arm war braun und von kleinen Leberflecken übersät. Es waren in den letzten Jahren immer mehr geworden.

Eva öffnete die Schranktür. Das Feilen hatte aufgehört, und nun war nur noch das Rascheln zu hören, als Helen in der Zeitung blätterte.

Im Schrank standen Zucker, Mehl, Haferflocken, Popcorn, Kaffee und andere Trockenwaren. Sie fixierte jede Verpackung, als sähe sie sie zum ersten Mal.

Erst als Eva hörte, dass Patrik die Wohnungstür aufschloss, erwachte sie aus ihrer Erstarrung. Schnell nahm sie die Trinkschokolade, öffnete die Kühlschranktür und holte die Milch heraus. Noch knapp zwei Liter. Nur ein kleines Stück Gurke, der Käse uralt, aber genügend Dickmilch und Eier, stellte sie mit einem Blick fest.

»Hallo!«, rief sie und wunderte sich, wie fröhlich sie klang. Schon wenn sie seine Schritte in der Diele hörte, musste sie lächeln.

Er bewegte sich so gemächlich, und er wirkte etwas mürrisch, aber dahinter verbarg sich eine interessierte Aufmerksamkeit, die sie jedes Mal aufs Neue verblüffte. Und er wurde immer gescheiter. Wenn sie das ansprach, wurde er abweisend, und wenn sie ihn lobte, setzte er eine Miene auf, als hätte er keine Ahnung, wovon sie sprach. Als wollte er auf keinen Fall als fürsorglich und umsichtig gelten.

Er kam in die Küche und setzte sich. Eva deckte schweigend den Tisch.

»Wer ist noch hier?«

»Helen. Sie wollte das Bügeleisen ausleihen.«

»Hat sie keins?«

»Das ist kaputt.«

Patrik seufzte und goss sich Milch ein. Eva beobachtete ihn. Die Hosen sahen inzwischen ziemlich abgewetzt aus. Als er behauptete, das solle so sein, lachte sie laut auf. Wenn abgetragene Kleidung modern war, hatten es arme Schlucker auch einmal leicht.

»Ich habe einen Job für dich«, sagte Patrik plötzlich.

Er schmierte sich sein viertes Butterbrot.

»Was?«